

UN JALSA G T IS
JUNGES A C I C
UN GES A C T ES
UN J A C I S
JUNGES A C T ES
UN J A C I S
JUNGES A C T ES
UN J A C I S
JUNGES A C T ES
UN J A C I S

VIOLA
PRIESEMANN

Das Ungesagte in der Wissenschaftskommunikation

JULIA
GUROL

Ungesagt – das Spannungsfeld zwischen Nachhaltigkeit und #knowledgejustice

SEBASTIAN
HELLMEIER

Zum Schein und Sein des Peer-Review-Verfahrens

GARVIN
BROD

Überraschung als Konzept in der psychologischen Theorienbildung

SIMON
WOLFGANG
FUCHS

Kann Wissenschaft nur ›intellectual scaffolding‹?

MIRA
SIEVERS

Vom Ungesagten zum Unsagbaren

UNGESAGTES

Das diesjährige **Junge Akademie Magazin** setzt sich unter dem Titel **Ungesagtes** mit Aspekten wissenschaftlicher Arbeit auseinander, die – weil sie in der Regel als nicht vereinbar mit einem Ideal objektiver Wissenschaft gesehen werden – im Forschungsalltag gar nicht, selten oder auf nur verhaltene Weise zum Ausdruck kommen. Oft genug bleibt der Einfluss solcher ›ungesagten‹ Aspekte auf die Arbeit von Wissenschaftler*innen, auf den Erkenntnisprozess und letztlich auf die wissenschaftlichen Ergebnisse ungesehen oder mindestens unterschätzt. Die Rede ist von all dem, was wir üblicherweise als ›subjektiv‹ begreifen und was das forschende Subjekt als solches in die wissenschaftliche Arbeit mit hineinträgt: eigene Ansichten und Werte, die unausgesprochen auf die Art des Umgangs mit bestimmten Themen und Gegenständen wirken, Glaubensvorstellungen, die einem von der Forscherin oder dem Forscher als getrennt geglaubten ›Privatsubjekt‹ unterstellt werden, Emotionen, die als jeder noch so leidenschaftlichen Wissenschaftspraxis fern begriffen werden, oder auch Aspekte wie Kreativität, die eher mit künstlerischer als wissenschaftlicher Praxis assoziiert werden.

Aber natürlich sind abseits der subjektiven Dimension von Wissenschaft subtile Prozesse in ihrem Einfluss auf menschliches Verhalten auch als Forschungsthema interessant. Und eben zwischen diesen beiden Polen spannen sich die Artikel des vorliegenden Magazins auf. Dass die sechs Beiträge am Ende teils ganz andere Aspekte des Ungesagten beleuchten, liegt in der Natur der Sache: Die Auswahl derjenigen Themen, die unter diesem Schlagwort als relevant für die eigene Arbeit oder für die eigene Fachdisziplin erachtet werden, ist eben selbst wieder subjektiv.

Viola Priesemann blickt in ihrem Text auf die Kultur öffentlicher Wissenschaftsdebatten im Kontext der COVID-19-Pandemie und sieht im offenen, interdisziplinären Diskurs, der auch schwierige Fragen nicht ausspart, einen Weg, medial inszenierte Schaukämpfe zu umgehen. **Julia Gurol** wirft einen kritischen Blick auf die Asymmetrien, die in der Wissensproduktion zwischen dem Globalem Norden und Süden bestehen und stellt fest, dass diese noch zu selten in den derzeitigen Debatten über einen nachhaltigeren Wissensbetrieb reflektiert werden. **Sebastian Hellmeier** wiederum nimmt sich mit dem Peer-Review-Verfahren ein anderes viel diskutiertes Thema vor und stellt fest, dass trotz des immer problematischen Faktors Mensch und der sonstigen Schwächen der Methode eine Alternative dazu nicht in Sicht ist. **Garvin Brod** geht in seinem Text dem Konzept der Überraschung nach und beobachtet, dass trotz der Beliebtheit des Konzepts in psychologischen Theorien dessen subjektives Korrelat gar nicht so einfach messbar ist. **Simon Wolfgang Fuchs** fragt nach den Legitimationszwängen, unter denen die wissenschaftliche Arbeit hinsichtlich der ihr zu Grunde liegenden Interessen und Motivationen steht: Geht Wissenschaft auch ohne ›intellectual scaffolding‹? Und **Mira Sievers** schließlich gibt im Gespräch Einblicke in die wissenschaftliche Arbeit einer Theologin – im Umgang mit Glaubensfragen und dem ›Unsagbaren‹.

Auf der Posterseite des Magazins findet sich diesmal ein berühmtes philosophisches Diktum. Das Poster spielt auf grafische Weise mit der Idee des Zeitlichen in Bezug auf Ungesagtes: Nicht alles wird zu jeder Zeit **nicht** gesagt. Und es greift den Gedanken des Raumes auf, der sich im Ungesagten öffnet – Raum, der auf ganz unterschiedliche Weise gefüllt werden kann.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Das Ungesagte in der Wissenschaftskommunikation

Von extremer Zuspitzung, Polemisierung, Angriffen und Unterstellungen wurde der öffentliche Diskurs um COVID-19 und die ›richtige‹ Pandemiepolitik bisher begleitet. Wohl gemerkt begleitet, nicht bestimmt – denn viele Entscheidungsträger*innen erkennen, wann es sich um Unterhaltung, Aufmerksamkeitsheischerei oder Clickbaiting handelt und wann es um Inhalte geht. Für viele Wissenschaftler*innen, mit denen ich gesprochen habe, und auch für mich selbst war es jedoch belastend, dass die inhaltliche Diskussion von ständigem ›Gewehrfeuer‹ gestört wurde. Das hat massive Implikationen. Einige Konsequenzen möchte ich hier anreißen:

Die ruhigen, vorsichtigen Stimmen bleiben stumm: Viele hervorragende Wissenschaftler*innen haben entschieden, sich diesem Feuer nicht auszusetzen. Das ist gut nachvollziehbar, aber ihre Stimmen fehlen. Effektiv überlassen sie damit die Kommunikation denjenigen, die besonders viel Selbstbewusstsein und ein dickes Fell haben. Wissenschaftskommunikation braucht nicht nur Fachwissen, Sorgfalt und viel Zeit, sie bräuchte auch eine so respektvolle Kommunikation, damit alle – und gerade die vorsichtigeren Wissenschaftler*innen – gerne öffentlich kommunizieren.

Quantitative Aussagen werden vermieden: Dieses Vermeiden kann die Polarisation jedoch direkt befeuern. Am Beispiel ›Kontaktbeschränkungen für Geimpfte‹ zeigt sich das eindrücklich. Im Frühjahr 2021 wurden erst die Risikopersonen geimpft; kurz darauf wurde die Frage diskutiert, ob Einschränkungen für Geimpfte aufgehoben werden sollten oder nicht. Die eine Fraktion argumentierte nun, wegen des Impfschutzes seien Beschränkungen für Geimpfte nicht mehr verhältnismäßig. Die andere hielt dagegen, die Impfung schütze nicht ausreichend gegen Ansteckung. Keiner nannte jedoch konkrete Zahlen, man zog sich schlicht entweder auf ein »bestens« oder auf »nicht ausreichend« zurück. Damit vereinnahmte man die (eigentlich quantifizierbare) Schutzwirkung für die Argumentation gegen oder eben für Beschränkungen. Diese vage qualitative Beschreibung der Schutzwirkung (je nach Belieben von »bestens« bis »nicht ausreichend«) hat komplett von der Kernfrage abgelenkt: Wann schützt die Impfung wie gut unter welchen Umständen? Und sie hat viele Missverständnisse und Enttäuschungen provoziert, etwa als vielen Menschen später dämmerte, dass der Schutz gegen Ansteckung nicht perfekt ist. Wenn wir Zahlen im öffentlichen Diskurs präzise nutzen, inklusive der Unsicherheiten, können wir viel besser nach dem ›Wie viele‹ fragen, statt uns um das Ja/Nein zu streiten. Wir können der Öffentlichkeit diese notwendige Komplexität zutrauen.

Langfristig kann diese Sorgfalt, auch wenn sie erst eine Herausforderung ist, das Vertrauen in die Wissenschaft und alle anderen Bereiche der Kommunikation steigern.

Der Streit, der nicht geführt wird: Wissenschaftlicher Diskurs ist essenziell. Das fängt bei einer konstruktiven Fehlerkultur an. Es gibt klare Wege, mit sachlichen Fehlern in einer Arbeit umzugehen. Dazu gehört vor allem, dass Autor*in und Kritiker*in sich beide sorgfältig mit den unklaren oder strittigen Punkten auseinandersetzen. Ganz anders, wenn eine solche Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit hochgekocht wird, wie beim bekannten ›Virologenstreit‹. Die kollegiale wissenschaftliche Suche nach der korrekten Lösung wird zu einem sachfernen Schaukampf hochgepusht. Eine fundierte inhaltliche Auseinandersetzung ist kaum möglich. Das kann niemand in der Wissenschaft wollen. Das Problem: Selbst wenn öffentliche Aussagen mancher Kolleg*innen sachlich falsch sind – wie geht man damit um, ohne Material für einen Schaukampf zu liefern?

Ein Lösungsweg besteht darin, große, diverse, interdisziplinäre Teams zusammenzubringen, um den Stand des Wissens zu eruieren. Zur Klimakrise ist das schon lange etabliert. Zur COVID-19-Krise habe ich so etwas auf europäischer Ebene initiiert. Ich habe im Herbst 2020, als die Winterwelle sich aufbaute, Wissenschaftler*innen aus ganz Europa und vielen Fachrichtungen kontaktiert, um eine gemeinsame COVID-Strategie für Europa zu entwerfen. Die Resultate waren sehr eindeutig: In der damaligen Situation, vor der breiten Verfügbarkeit eines Impfstoffes, hatten niedrige Inzidenzen klare Vorteile, für die Gesundheit genauso wie für Bildung, Gesellschaft und Wirtschaft. Aus breiter wissenschaftlicher Sicht war der Rahmen somit klar. Die Umsetzung, also die Güterabwägung, welche Maßnahmen man als Gesellschaft akzeptieren möchte, lag weiterhin bei der Politik. Je nach Land ist die Umsetzung dann sehr verschieden ausgefallen. Für Deutschland selbst haben wir erst seit Dezember 2021 einen ExpertInnenrat der Bundesregierung zu COVID-19, in dem ich selbst Mitglied bin. Die Qualität der Beiträge solcher Räte steht und fällt mit der Zusammensetzung. Für unseren ExpertInnenrat kann ich ganz klar sagen: Es ist eine Freude, offen und kritisch mit diesen kompetenten Personen aus unterschiedlichsten Fachrichtungen diskutieren zu können.

Ungesagt – das Spannungsfeld zwischen der Nachhaltigkeit und #knowledgejustice

Es ist ohne Zweifel ein Spannungsfeld. Allerdings eines, das viel zu selten thematisiert wird. Während an den meisten Universitäten angesichts der immer deutlicher werdenden Auswirkungen des Klimawandels derzeit Pläne entworfen werden, wie Klimaschutz und Nachhaltigkeit stärker in die jeweiligen Entwicklungspläne integriert werden können, bleiben die Auswirkungen dieser Überlegungen auf globale Asymmetrien der Wissensproduktion oftmals unerwähnt. Hinter diesem Sachverhalt verbergen sich die bestehende Ungleichheit der globalen Wissensarchitektur und die Ungleichverteilung von personellen, finanziellen und konzeptuellen Ressourcen zwischen dem sogenannten Globalen Norden und dem sogenannten Globalen Süden.

Vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften wird an vielen Stellen an der Überwindung des de facto eurozentrischen Universalismus (ebenso wie an vergleichbaren Zentrismen in anderen Weltgegenden) und den Asymmetrien in der globalen Wissensproduktion gearbeitet. Das impliziert nicht nur eine kontext-sensitivere Forschung von Wissenschaftler*innen im Globalen Norden sowie kollaborative Formate mit Akteur*innen und Institutionen. Es bedeutet auch zu ermöglichen, dass Forschende aus Afrika, Asien, Lateinamerika und weiteren Weltregionen zu Konferenzen sowie für Forschungsaustausche oder Fellowships reisen, um einen gleichberechtigten Zugang zu Netzwerken zu erhalten. Bei jeder Diskussion um die Reduktion von Flugreisen an deutschen Universitäten sollte also auch im Hinterkopf behalten werden, dass dies eine privilegierte Diskussion

ist. Für viele Forschende der sogenannten *majority world* sind es gerade diese Flugreisen, die ihnen einen Zugang zur globalen Wissensarchitektur sowie den Aufbau eines internationalen Netzwerkes möglich machen – eine Chance, die durch die massiven geplanten Kürzungen der DAAD- und BMBF-Förderprogramme ohnehin schon in Gefahr gerät. Gleichzeitig ist es natürlich notwendig, dass wir alle unser Reiseverhalten reflektieren – im Sinne einer nachhaltigeren Gestaltung unserer eigenen Forschung – und konsequent darüber nachdenken, welche (Transkontinental-)Reisen wirklich notwendig sind, welche Konferenzen wir besuchen und ob es in einigen Fällen alternative Möglichkeiten zur Anreise per Flugzeug gibt.

Vor allem für mich als Politikwissenschaftlerin, die sich mit internationalen Themen beschäftigt und einen regionalen Fokus auf China und den sogenannten Globalen Süden hat, stehen diese Fragen zunehmend im Mittelpunkt. Das Spannungsverhältnis zwischen ›Empowerment(-Initiativen zum Abbau von Asymmetrien in der globalen Wissensproduktion und dem tatsächlichen Versuch, Forschung nachhaltiger und weniger klimaschädigend zu gestalten, bleibt zumindest in intra-universitären Debatten meiner Erfahrung nach viel zu oft unerwähnt. Das sollte sich ändern!

Julia Gurol ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin und geschäftsführende Assistentin am Lehrstuhl für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Beziehungen an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Sie ist seit 2022 Mitglied der Jungen Akademie.

Zum Schein und Sein des Peer-Review-Verfahrens

Publikationen in hochrangigen Fachzeitschriften sind über fast alle Disziplinen hinweg der Schlüssel für eine erfolgreiche Karriere in der Wissenschaft. Zumeist steht vor der Veröffentlichung die Begutachtung der wissenschaftlichen Arbeit durch Fachkolleg*innen (*Peer-Review*). Für Außenstehende ist das Peer-Review-Verfahren das Gütesiegel schlechthin. Ohne Begutachtung keine Glaubwürdigkeit. Dies zeigte sich beispielhaft an der von der *BILD*-Zeitung provozierten Aufregung um die Studie des Virologen Christian Drosten zur Übertragbarkeit des Coronavirus bei Kindern, war die Studie doch ›lediglich‹ ein Vorabdruck ohne fachliche Begutachtung.

Innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft gibt es einen anderen, deutlich kritischeren Blick auf das Begutachtungsverfahren. Das Hauptproblem: Gutachter*innen sind auch nur Menschen. Und so vergeht keine Woche, ohne dass man aus dem Kolleg*innenkreis Beschwerden über die Qualität von Gutachten und Entscheidungen der Herausgebenden hört: »nicht gelesen«, »nicht verstanden«, »unverschämt«. Eine ganze Meme-Sammlung widmet sich den vernichtenden Kommentaren des allseits unbeliebten ›Reviewer 2‹. Aus Sicht der Autor*innen werden Papiere durch die oftmals divergierenden Kommentare in den Gutachten maximal verschlimmbessert.

Zusätzlich zum Faktor Mensch hat das Begutachtungsverfahren strukturelle Schwächen, sodass fundamentale Zweifel daran durchaus angebracht sind. Angesichts der vielfachen Anforderungen an Forschende und des Fokus auf eigene Publikationen haben Gutachter*innen wenig Anreize, sich eingehend mit den Arbeiten ihrer Kolleg*innen zu befassen. Eine finanzielle Aufwandsentschädigung gibt es selbstverständlich nicht. In Zeiten von ›publish or perish‹ bleibt für das Verfassen von Gutachten quasi keine Zeit. Und selbst, wenn diese nach bestem Wissen und Gewissen angefertigt werden, kommt es zu Fehleinschätzungen. Kleine, aber grundlegende Fehler können eh nicht erkannt werden. Und: Die Ergebnisse des Begutachtungsprozesses sind zu einem nicht unerheblichen Teil vom Zufall bestimmt.

Hinzu kommt: Es gibt zu wenige Gutachter*innen – dafür aber einige Trittbrettfahrer*innen – und die Begutachtung dauert zu lang. Dies ist besonders problematisch, wenn – wie in der Corona-Pandemie – Erkenntnisse schnell vorliegen müssen. Außerdem spielen in Einzelfällen nicht-wissenschaftliche Kriterien eine Rolle bei der Begutachtung. Es soll vorgekommen sein, dass ein Papier, das der eigenen Forschung zuvorkommt, eher kritischer bewertet wird, während Forschung, die das eigene Argument stärkt, eine wohlwollendere Betrachtung erfährt. Die Anonymität im

Verfahren, die Unabhängigkeit sicherstellen soll, ist oft nicht gegeben. Und so werden namhafte Autor*innen im Schnitt besser bewertet.

Der Clou an der Sache ist: Fast jede*r hat aus erster Hand negative Erfahrungen mit dem Peer-Review-Prozess gemacht. Die allerwenigsten würden allerdings zugeben, selbst oberflächliche, antagonistische oder destruktive Gutachter*innen zu sein. Schlechte Gutachten schreiben nur die anderen.

Und so machen regelmäßig Vorschläge die Runde, die die genannten Probleme lösen sollen und doch oft neue schaffen. Beispielsweise gäbe es die Möglichkeit, Gutachter*innen finanziell zu entlohnen und so Anreize für eine höhere Qualität zu schaffen. Unklar ist, wer diese Kosten tragen soll, wenn nicht davon auszugehen ist, dass dies die profitorientierten Verlagshäuser tun. Um die Publikationsgeschwindigkeit zu erhöhen, bieten manche Verlage seit Kurzem eine sogenannte beschleunigte Veröffentlichung an. Die Autor*innen zahlen einen höheren vierstelligen Betrag und bekommen dafür die Entscheidung über ihr Manuskript innerhalb weniger Wochen mitgeteilt. Dies führt logischerweise zur Verstärkung bestehender Ungleichheiten zwischen gut und weniger gut ausgestatteten Forschungseinrichtungen.

Andere Ansätze streben nach mehr Transparenz im Verfahren. Die Namen der Gutachter*innen könnten – zeitlich verzögert – zusammen mit den Gutachten veröffentlicht werden. So sollen Anreize für einen freundlicheren und konstruktiveren Umgang miteinander geschaffen werden. Allerdings bietet die Anonymität auch Schutz, insbesondere für Nachwuchsforschende. Andere Vorschläge gehen in die entgegengesetzte Richtung. Neben dem weit verbreiteten Double-Blind-Verfahren, das heißt, Autor*innen und Gutachter*innen kennen sich (vermeintlich) nicht, sollen im Triple-Blind-Verfahren nicht einmal die Herausgebenden der Fachzeitschrift wissen, aus wessen Feder die Arbeit stammt. Ob ein solches Verfahren tatsächlich mehr Anonymität verspricht, ist fraglich.

Und so verharrt die Wissenschaft seit Jahren in einem System, das nach außen absolute Glaubwürdigkeit suggeriert und nach innen in allen Aspekten seiner Existenz zu Recht kritisiert wird. Die große Reform bleibt aus, auch da es keinen Königsweg zu geben scheint. Frei nach Churchill: Peer-Review ist die schlechteste Form der Prüfung wissenschaftlicher Arbeit – abgesehen von allen anderen.

Überraschung als Konzept in der psychologischen Theorienbildung

In seinem Buch *The Expression of the Emotions in Man and Animals* (1872) bezeichnete Charles Darwin ›Überraschung‹ als eine universelle Emotion mit leicht zu erkennenden Charakteristika: Hochziehen der Augenbrauen, Weiten der Augen und Öffnen des Mundes/Herunterfallen des Kiefers. Wie zu erwarten war, ist fast 150 Jahre später klar, dass Darwins Beschreibung bestenfalls vereinfachend war. Es ist immer noch umstritten, ob Überraschung überhaupt eine Emotion ist und, falls ja, was der beste Indikator für Überraschung sein könnte. Nichtsdestotrotz ist Überraschung ein Konzept, das in vielen psychologischen Theorien eine zentrale Rolle spielt, so zum Beispiel in Theorien des assoziativen Lernens, der frühkindlichen Kognition und des konzeptuellen Wandels.

Die Beliebtheit des Begriffs Überraschung lässt vermuten, dass es unterschiedliche Phänomene gibt, auf die damit Bezug genommen wird. Dazu gehören Unerwartetheit, Neuheit, Ungewissheit, Vorhersagefehler oder Schwierigkeit der Erklärung. Überraschung wurde von verschiedenen Forschenden daher auch sehr unterschiedlich charakterisiert. Während manche Überraschung als von Geburt an vorhandene »Basisemotion« betrachten, haben andere ihren Status als Emotion ganz grundsätzlich in Frage gestellt und ziehen es vor, Überraschung als kognitiven Zustand zu bezeichnen. Grund dafür ist, dass umstritten ist, ob Überraschung über Personen und Situationen hinweg gleichermaßen als positiv oder negativ erlebt wird, was in einigen Emotionsmodellen Voraussetzung für den Status als Emotion ist. Unabhängig davon, ob Überraschung eine Emotion im gleichen Sinne wie Angst oder Freude ist, besteht immerhin weitgehend Einigkeit darüber, dass Überraschung durch einen Widerspruch zwischen Erwartung und Erfahrung entsteht und eine vorübergehende Erhöhung des Erregungsniveaus einer Person mit sich bringt.

Weiterhin besteht hingegen keine Einigkeit darüber, wie man das Ausmaß von Überraschung bei einer Person am besten ermittelt. Der Theorie zu Basisemotionen folgend, sollten die mimischen Komponenten der Überraschung kulturübergreifend konstant und bereits bei Säuglingen beobachtbar sein. Die Theorie legt also nahe, dass Überraschung am besten durch Aufnahmen von Gesichtsausdrücken gemessen werden sollte. Empirische Studien deuten jedoch darauf hin, dass ein hohes Maß an ›Erwartungs-

verletzung‹ notwendig ist, um solche Ausdrücke auszulösen – und sie korrespondieren selbst dann nur mäßig mit selbstberichteter Überraschung. Es ist zudem unklar, ob Selbstberichte eine gute Wahl zur Messung von Überraschung sind. Da Überraschung ein äußerst kurzlebiges Phänomen ist, können Selbstberichte über Überraschung in Abhängigkeit von der nach dem überraschenden Ereignis verstrichenen Zeit deutlich variieren und sind anfällig für Erinnerungsverzerrungen. In Anbetracht dieser Probleme lohnt es sich, auch potenzielle physiologische Indikatoren von Überraschung zu berücksichtigen. Die meist genutzten Indikatoren sind die Erhöhung des Hautleitwerts und die Weitung der Pupille. Beides sind Anzeichen für eine erhöhte physiologische Erregung, die durch eine stärkere Aktivität des autonomen Nervensystems verursacht wird. Ähnlich wie bei Gesichtsausdrücken ist der Zusammenhang mit berichteter Überraschung aber auch hier nur mäßig. Zusammenfassend lässt sich somit feststellen, dass eine eindeutige, intersubjektive Zuschreibung von Überraschung zu einer Person schwerfällt.

Vielleicht muss man Überraschung aber auch gar nicht eindeutig messen können, damit sie als Konzept für die psychologische Theorienbildung nützlich ist? So wird zum Beispiel das wohl einflussreichste formale Lernmodell, das *Rescorla-Wagner-Modell* (1972), so erläutert, dass Lernen nur dann stattfindet, wenn ein den Erwartungen widersprechendes – sprich: überraschendes – Ereignis eintritt. Die im Modell postulierte mathematische Gleichung wird also in dem Sinne interpretiert, dass sie die Stärke der Überraschung einer Person reflektiert, und zwar völlig unabhängig davon, ob sich diese Person auch tatsächlich überrascht fühlt oder gar körperliche Überraschungsreaktionen zeigt. Das Konzept Überraschung ist hier also eine Hilfe, um ein intuitives Verständnis des mathematischen Modells zu ermöglichen. Vielleicht ist Überraschung gerade deshalb ein so beliebtes Konzept in psychologischen Theorien, weil es allgemein und intuitiv verständlich ist, bei genauerer Betrachtung aber reichlich Interpretationsspielraum lässt.

Garvin Brod ist Professor für Psychologie mit dem Schwerpunkt Entwicklung und Förderung am Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation (DIPF) sowie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Seit 2020 ist er Mitglied der Jungen Akademie.

Kann Wissenschaft nur «אינטלקטואל סקאפולדינג»?

Religiöse Überzeugungen im universitären Kontext

Es stimmt schon: Die Wissenschaftsfreiheit ist eingeschränkt. Allerdings anders, als viele hysterische Diskursverteidiger*innen lautstark auf Twitter und in offenen Briefen reklamieren. Ich spreche hier von der mitunter befremdlichen Erfahrung, sich als religiöser Mensch an der Universität zu bewegen. Eine Fähigkeit erlernt man dabei ungemein schnell, nämlich die, sich »angemessene« Antworten auf neugierige (oder auch nur kollegial-konventionelle) Fragen nach Motivation und Forschungswahl zurechtzulegen. »Intellectual scaffolding« nenne ich diese Fähigkeit gerne. Diese besteht darin, ein überzeugendes und auch recht tragendes Gerüst zu errichten, das die meisten Gesprächspartner*innen zufrieden stellt. Ja, ich habe diese Forschungslücke identifiziert. Meine Arbeit verfolgt hier einen innovativen Ansatz. Ich konnte neues, unbekanntes Quellenmaterial auf tun. Tiptopp. Die Fragenden bestaunen das schön ausgeleuchtete, adrett aufgebaute Gerüst, stellen vielleicht ein paar normal-kritische Rückfragen und verschwenden so keinen Gedanken daran, die Pläne zu läpfen und einen Blick dahinter zu werfen.

Als religiös-musikalischer Mensch entwickelt man eben recht schnell ein Gespür dafür, welche Manifestationen von Wissbegierde, welche Formen von Entscheidungsbegründung legitim sind – und welche gerade nicht. Für die Artikulation von spirituellen Erfahrungen, von religiösen Gefühlen und Überzeugungen ist im säkularen Unibetrieb kein Platz. Wer vorintellektuelle Motivationen anführt, gilt als fragwürdig, unprofessionell und eigentlich am falschen Ort. Durch diese Grundüberzeugung und diesen stillschweigenden Konsens kommt uns aber, so möchte ich in diesem Beitrag argumentieren, etwas ganz Essentielles abhanden. Wenn so viel Persönliches, so große Teile der innersten Triebfeder ausgeklammert bleiben müssen, kann es gut sein, dass wir auch darauf fußende wissenschaftliche Interventionen missverstehen. Klar, die oder der Betroffene leitet alles schlüssig und sauber her – aber im Hintergrund liegt eine Quelle an Motivation, an die wir uns gar nicht heranzuwagen trauen.

Ich möchte diese Überlegungen gerne an einigen konkreten Erfahrungen festmachen. Während eines Auslandsjahres an der Duke University in North Carolina durfte ich ein Seminar mit dem Titel »Christianity and Radical Democracy« belegen. Die Lektüre war – gerade im amerikanischen Kontext – herausfordernd und bewegend. Von uneingeschränkter Gastfreundschaft war da die Rede, von Umverteilung und sozialer Gerechtigkeit, vom gemeinsamen Brechen des Brotes. Auch mit den Ausgestoßenen der Gesellschaft. Theoretisch viel Raum also, um persönlich und offen zu werden. Das Gegenteil war der Fall. In einem inneren

Zirkel saßen die erlesenen PhD-Studenten und diskutierten, versuchten mit brillanten intellektuellen Höhenflügen das Ohr und die Bewunderung ihres akademischen Lehrers zu erhaschen. Wir Masterstudierende und Austauschpersonen mussten in der zweiten Reihe Platz nehmen. Eine kaum auszuhaltende Diskrepanz also. Später habe ich in meinem Studium dann Politikwissenschaftler*innen kennengelernt, die eine »realistische« Sicht auf internationale Beziehungen ablehnen. Laut ihrer Argumentation sind Staaten nicht am besten als *rational actors* beschrieben, die sich alleine auf ihre eigenen Interessen fokussieren oder exklusiv auf die Mehrung des Wohlstandes und der Macht bedacht sind. Vielmehr existieren Werte, die bestimmte Wahlmöglichkeiten einschränken. Auch solche, die objektiv betrachtet vielleicht am »sinnvollsten« wären. Religiöse Menschen machen Erfahrungen der bewussten Selbstbeschränkung häufig, ein Zusammenhang zu Forschungsaxiomen liegt also auf der Hand. Und dennoch hat sich kaum jemand von ihnen als glaubende Person in der akademischen Öffentlichkeit geoutet. In meinem Fach, der Islamwissenschaft, muss ich schließlich öfters den Kopf schütteln, wenn ich mit Kolleg*innen konfrontiert bin, die eine erstaunliche Unerbittlichkeit gegenüber jeglichen Ausdrücken von Frömmigkeit an den Tag legen. Anstelle von Sympathie und Einfühlungsvermögen ist da Härte und klares Aburteilen. Wenn »einfache« Menschen ihre Handlungen religiös begründen, dann können wir als Wissenschaftler*innen, so die weitverbreitete Überzeugung, eine solche Argumentation niemals einfach stehenlassen. Vielmehr geht es darum, aufzuzeigen, wer hier welchem falschen Bewusstsein aufsitzt beziehungsweise wer von den religiösen Würdenträgern schlichtweg manipuliert wurde.

Lässt sich diesem Istzustand entkommen? Ich wünsche mir auf jeden Fall mehr Mut für das (bisher) »Ungesagte«. Ist ein Wissenschaftsbetrieb denkbar, der Voraussetzungen und Überzeugungen unverstellter offenlegt? Anstatt wie bisher Andeutungen im Vorwort und unter Kolleg*innen zu streuen? Letztens habe ich voller Interesse ein erstes einer Bachelorarbeit beigefügtes *positionality statement* gelesen. Das kann ein Weg sein, die gut eingeübte Fähigkeit des »intellectual scaffolding« zu überwinden – wenn sich diese neue Form der Offenheit nicht gleich wieder in harmlosen Konventionen erschöpft.

Vom Ungesagten zum Unsagbaren

Oliver Rymek Auf die Rückseite unseres Postermagazins haben wir diesmal den berühmten Schlusssatz Wittgensteins aus dem Tractatus geschrieben. Damit bezog sich der frühe Wittgenstein nicht zuletzt auch auf den (religiösen) Glauben. Aus Sicht einer muslimischen Theologin: Wie kann oder wie muss wissenschaftliches Sprechen gestaltet sein, wenn es Glaubensgegenstände sind, die zu Forschungsgegenständen werden?

Mira Sievers Wenn die Theologie eine Wissenschaft ist wie andere, kann es keine kategorischen Unterschiede zu anderen Disziplinen geben in der Art und Weise, wie sie über ihre Forschungsgegenstände spricht. Aber über unterschiedliche Dinge lässt sich natürlich nur unterschiedlich gut sprechen. Nur ein kleiner Teil der Theologie beschäftigt sich direkt mit dem ›Glaubensgegenstand‹ Gott, ein Großteil hingegen mit den offenbaren Texten und der lebendigen Praxis, die aus der Offenbarung entstanden ist. Und all das sind ja Dinge, die wir mit ganz üblichen Methoden untersuchen können.

OR Die Theologie berührt ja immer wieder solche Glaubensgegenstände. Wenn man an die Physik, vor allem an die Astrophysik denkt, werden auch dort Dinge erforscht, die unvorstellbar oder unsagbar sind. Man denke an den ›Big Bang‹ im Standardmodell. Allerdings verfügt man dort nicht nur über Messdaten vom Unvorstellbaren oder Unsagbaren, sondern mit der Mathematik auch über eine ›exakte‹ Sprache. Gibt es Vergleichbares auch in der Theologie?

MS Meine Disziplin, die Systematische Theologie (Kalām), bemüht sich um eine möglichst große Klarheit in der Sprache, in den Begriffen und ihrer Verbindung. Insofern gibt es hier auch einen gewissen Grad an Exaktheit. Man muss in diesem Kontext aber auch sagen, dass es auf Grund der Denkgesetze auf bestimmte Fragen nur bestimmte Antworten geben kann: Entweder hat Muhammad als Prophet von Gott die Offenbarung empfangen oder nicht. Wissenschaftlich lässt sich das nicht überprüfen. Über alles, was danach entstanden ist hinsichtlich der Verschriftlichung des Korans, der Überlieferungen und der Entstehung der Theologie lassen sich aber sehr wohl ›exakte‹ oder konkrete Aussagen treffen, die sich auch falsifizieren lassen.

OR In deiner Forschung geht es nicht zuletzt um ganz praktische Glaubensfragen, um ethische Fragen. Ich würde vor dem Hintergrund der Leitbegriffe unseres Gesprächs formulieren: Die (theologische) Ethik ist der Ort, an dem man vom Unsagbaren, das im Zentrum des Glaubens steht, am Ende zu einigermaßen verbindlichen Aussagen über den Lebenswandel kommen muss. Würdest du zustimmen?

MS Ja, aber ich denke auch, dass die Ethik mehrere Aufgaben hat. Eine davon ist es, konkrete Handlungsorientierung zu liefern. In menschlichen Handlungs- und Entscheidungssituationen entstehen moralische Probleme. Und die Ethik

muss in ihren Aussagen so klar wie möglich Orientierung geben. Die theologische Ethik muss – im Unterschied zur philosophischen – einen Bezug zum Glauben haben. Wie dieser gestaltet sein kann, das ist die Kernfrage der theologischen Ethik überhaupt. Allerdings muss man auch sagen, dass im Islam der Begriff des Glaubens weniger zentral ist als vielleicht im Christentum. Im Islam würden wir eher über Gebote und konkrete Textauslegungen sprechen, die sich in irgendeiner Weise zu dem rational als ›gut‹ oder ›böse‹ Erkannten verhalten müssen.

OR Da sind wir gleich bei einem weiteren wichtigen Punkt: Kann und muss man als Theologin den eigenen Glauben von der Forschung über den Glauben trennen?

MS Ja und nein. Grundsätzlich muss man sagen, Theologie geht davon aus, dass Menschen bestimmte Glaubensüberzeugungen haben. Oder anders gesagt: Hätten Menschen nicht bestimmte Glaubensüberzeugungen, gäbe es so etwas wie Theologie nicht. Da ich selbst auch glaube, gibt es da natürlich ein Element persönlicher Betroffenheit, was theologische Aussagen angeht. Man denke etwa an die Frage, ob muslimische Frauen ein Kopftuch tragen sollen. Diese betrifft mich als muslimische Frau ja potenziell selbst. Aber in meiner Arbeit kann es um die eigene Betroffenheit und meinen Lebenswandel nicht gehen. Vielmehr stelle ich die Frage: Was sind theologisch stichhaltige Argumente, die für eine bestimmte Aussage sprechen oder nicht?

OR Wenn wir zum Schluss noch auf den Dialog zwischen den Religionen schauen: Gibt es aus deiner Sicht eher mehr oder weniger, über das sich miteinander sprechen lässt? Und gibt es Grenzen des Dialogs?

MS Es gibt ganz klar mehr, über das sich sprechen lässt. Meine Erfahrung ist, dass das interreligiöse Gespräch immer eine Vielzahl von geteilten Problemstellungen zur Sprache bringt. Religiöse Menschen sind häufig mit ähnlichen Fragen beschäftigt. Den Moment, in dem das Trennende in den Gesprächsthemen zu groß ist, den habe ich persönlich selten erlebt. Es gibt manchmal Leerstellen, wo bestimmte Dinge in der einen Tradition vorkommen und in der anderen nicht. Aber wenn man hier etwas abstrahiert, kommt man oft doch auf eine gemeinsame Herausforderung. Beispielsweise muss der Islam sich nicht mit der Frage des Lehramts des Papstes auseinandersetzen, aber mit der Frage von religiöser Autorität schon. Solange es Interesse an einem interreligiösen Gespräch gibt, wüsste ich nicht, wo es Grenzen geben soll.

OR Vielen Dank für das Gespräch.

Mira Sievers lehrt Islamische Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie ist seit 2022 Mitglied der Jungen Akademie.

Oliver Rymek ist Kulturtheoretiker und Wissenschaftlicher Koordinator in der Geschäftsstelle der Jungen Akademie.